

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner

(Fortsetzung.)

27 Kapitel.

Einen vollen Tag und eine Nacht war Reizner in Berlin umhergeirrt. Nun wurde es langsam Morgen. Er saß im ersten Stock eines Kaffeehauses in der Friedrichstadt. Die Frauen, die den Saal reinigten, hatten ihn schon einmal von seinem Platz getrieben. Jetzt sagte der Reizner abermals zu ihm: „Will sich der Herr nicht rückwärts bemühen, — rückwärts ist es sauber.“

Reizner ging nach rückwärts und saß ganz allein. Er war sehr schwach und konnte sich kaum noch schleppen. Er hatte nichts gegessen, nur getrunken und geraucht. Und auch geschlafen hatte er nicht, — nun schon die zweite Nacht nicht geschlafen. Jetzt fiel ihm der Kopf nach vorn, und er schloß die Augen. Wie lange er so gegessen hatte, wußte er nicht. Ein Mann rüttelte ihn an der Schulter und sagte barsch: „Nicht schlafen, mein Herr!“

Da sah er auf und erkannte, daß es sonntäglich Morgen war. An einzelnen Tischen saßen schon Gäste, frisch, ausgeschlafen und gesund, und tranken den Morgenkaffee, bereit, ihrer Arbeit nachzugehen.

Ich muß fort, dachte Reizner, aber wohin? Es war ihm unmöglich, noch einen zweiten Tag in Berlin umherzulaufen. Jedes Geräusch, das er vernahm, verursachte ihm Unbehagen, der Anblick eines jeden Menschen tat ihm weh. Er dachte an die vornehm-ruhige Abgeschlossenheit seines Zimmers daheim, und es legte sich wie ein eiserner Ring um seine Brust. Aber er überwand das, preßte trotzig die Lippen aufeinander und trat auf die Straße.

Die Geräusche der Straße waren erwacht und brüllten mit neuer Kraft in den jungen Tag hinein. Kein Mensch achtete des andern. Man hastete vor- und rückwärts. Eisene Wolläden wurden hochgezogen, eine Geschlecht der Arbeit machte sich breit. Die Müßiggänger schliefen noch, sie hatten hier nichts zu suchen.

Aus alledem bin ich ausgeschaltet, dachte Reizner. Ich bin ein Kad, das gebrochen ist, das man beiseite geworfen und durch ein neues ersetzt hat. Es vollzog sich alles so schnell in dem Fieber dieser Zeit. Gestern stand man noch im Mittelpunkt einer Bewegung, heute brach man zusammen, und die Welt redete gleichgültig davon, morgen war man vergessen. Man lag am Weg, kein Vorübergehender wandte den Kopf nach einem, denn niemand hatte Zeit.

Er überschritt den Fahrdamm, überquerte die Leipziger Straße und flüchtete in eine Nebengasse.

Dort hingen Schilder an den Türen, die möblierte Zimmer anboten. Er ging wahllos in das erste Haus.

Ein unrasierter Mann in Filzpantoffeln öffnete ihm und führte ihn durch einen finsternen Flur in ein Schlafzimmer, das die gute Stube der Familie war.

Plüschmöbel, die nach Kampfer rochen, ein bronzierter Kistler mit nie angebrannten Kerzen, ein Vertiko, auf dem zahllose billige Nippes standen, ein Schreibtisch aus weichem Holz, ein Teppich, über den zum Schutz ein Haber gezogen war, ein Bett, das kalt und feindselig aussah, — das war das fein möblierte Zimmer.

Reizner fragte nach dem Preis.

Der Mann tat, als müsse er erst überlegen, und rief schließlich seine Frau.

„Bierzig Mark,“ sagte sie in einem Ton, der verriet, daß sie in der Familie die Herrin war, „aber den Kaffee extra.“

Reizner zahlte und bat, man möge ihn allein lassen, er wolle schlafen. Er verriegelte die Tür, entkleidete sich und warf sich auf das Bett, dessen roher, gestärkter Ueberzug ihn gruseln machte.

Draußen lärmten erbarmungslos die Kinder und trampelten mit den Füßen, die Frau schimpfte im rohesten Berliner Dialekt, man hörte das Klirren von Kaffeetassen, wie aus weiter Ferne kamen die Glockensignale der Elektrischen und irgendwo krächzte ein Grammophon das Lied: „Ach, das haben die Mädchen so gerne...“

Von diesem Lärm, der ihn feindselig anbellte, umstellte, schloß Reizner die Augen und schlief ein.

Er erwachte durch ein Klopfen an der Tür und sah auf die Uhr. Es war zwei Uhr nachmittags.

Er fuhr in die Kleider und öffnete. Die Wirtin schob ihre Fülle durch die Tür und verlangte, daß er den Anmeldebchein ausfülle.

Er tat es, und sie stellte erstaunt fest, daß er in Berlin-Grünwald zu Hause war. „Sind sie auch ein Dauermieter?“ fragte sie voll bözartigen Mißtrauens.

Erst jetzt bemerkte er den gemetzten Zug in ihrem Gesicht. Die Art, wie sie sich aufgedonnert hatte, die Fülle ihres überquellenden Körpers gewaltig zusammenpressend, ließ ihn noch deutlicher hervortreten.

Reizner setzte sich an das Fenster und brütete vor sich hin.

Die Kinder lärmten noch immer, besonders die Stimme eines Knaben tat sich hervor, frühreif, brutal und ordinär. Die Zeit schlich mit schleppender Langsamkeit. Reizner war es, als stecke er in einem Sack, den man oben fest zugeschnürt hatte. Vom Flur her kamen leise, langsam schürfende Schritte. Der Wirt, schien es, machte in seinen Filzpantoffeln einen Spaziergang. Wie eine Wache, die man vor meiner Tür postiert hat, dachte Reizner.

Er überdachte seine Lage. Er tat es zum ersten Mal und sah zum ersten Mal auch klar: sie war trostlos, sie war verzweifelt.

Wohin er sich auch wandte, er sah die Wege, die er gehen wollte, verstopft. Die Idee, daß er eine kleine Agentur übernahm, war einfach lächerlich. Geseht den Fall, daß er eine bekommen hätte, er war nicht imstande, ihr vorzustehen. Er konnte nicht reden, kein Wort. Und er

fühlte, daß das nicht besser werden würde. In seinem Gehirn war togend etwas zerbrochen. Er spürte einen klaffenden Riß.

Er hatte ein unermeßliches Ruhebedürfnis, er sehnte sich nach einem Schweigen, das endlos war. Die lärmenden Rinderstimmen hämmerten auf seine Nerven ein, die schlitzförmigen Schritte des unrasierten Mannes draußen brachten ihn zur Verzweiflung. Und es war ihm unmöglich, noch einmal das Gesicht der Vermieterin zu sehen.

Alles das tat ihm nicht nur weh, es engte ihn ein, wie einem, der nahe daran ist, zu ersticken. So machte er im kurzen Abständen ein paar Schritte durch das Zimmer, blieb stehen, starrte irgendeinen Gegenstand versunken an und schrak dann plötzlich auf.

Wo war er und wohin gehörte er?

Er hatte kein Daheim. Er gefiel sich in der Vorstellung, in einem Krankenhaus zu liegen, wo Schwestern sich mit leisen Handgriffen um ihn bemühten. Diese Ruhe, dieses Schweigen brauchte er, die Apathie eines Menschen, dem alles gleichgültig ist, weil vielleicht schon der Tod lauert und um sein Bett schleicht.

Alles Denken war ausgeschaltet, es war ihm abgenommen wie eine Bürde, der er nicht gewachsen war. Andere dachten für ihn. Das war so wohlthuend. Die Gedanken waren durch ein vages Gefühl ersetzt, das halbwach träumte und oft ganz schlief.

Er war wie ein Nachtwandler. Die Welt war voll von Geheimnissen für ihn, die er überwunden hatte. Er stand außerhalb der Welt.

Und plötzlich nahmen seine Vorstellungen noch etwas Ruhigeres an. Er sah sich im Gefängnis. Dieses war noch friedvoller als das Krankenhaus, denn es war schon wie der Tod.

Wie war es nur möglich gewesen, daß er sich vor ihm so gefürchtet hatte? Er kannte es doch. Auch dort war es nicht nötig, daß man dachte. Einmal überwunden, hatte die Einsamkeit des Gefängnisses keine Schrecknisse mehr. Man lebte ruhig und war aller Konflikte enthoben.

Eine tiefe Nacht kam, ernst und doch barmherzig in ihrem ehernen Schweigen, und man ertrank in ihr zu einem langen Schlaf. Alle Wünsche gingen heim, aber es gab auch keine Absagen. Des Lebens wechselvoller Kampf war aufgehoben, es gab keine Niederlagen und keine Siege.

Keine Zukunft lockte und keine Vergangenheit schreckte, indem sie das Gewissen aufwühlte. Man träumte in dem ewigen Gleichmaß einer Gegenwart, die einen der Notwendigkeit jedes Handelns enthob. Man war eine Nummer. Den Menschen hatte man abgelegt, begraben. Der Friede des Grabes war um einen.

Reisner spielte zunächst mit diesen Vorstellungen, die ihn anheimelnd anzogen. Aber langsam nahmen sie Ernsthaft von ihm Besitz, und er entdeckte neue Seiten an ihnen.

Er erinnerte sich der grausamen Aufforderung seiner Frau Wie, wenn er dieser Aufforderung folgte? Ernst machte? Sich dem Gefängnis überlieferte?

Nahm er damit nicht alle Schuld von seinen Schultern und lud sie ihr auf? So schwer, daß sie eines Tages unter ihr zusammenbrechen mußte?

Wie sollte sie der reichen Tafel, an der sie sich mit ihrem Kind niederzulassen gedachte, froh werden, wenn es ihr zugleich bewußt wurde, daß er währenddessen litt? Sie war es dann, die ihn ins Gefängnis gebracht hatte, sie und der andere, gegen den sich bald ihr Haß flammend richten würde, denn das Kind blieb immer als ein stummer Mahner da.

Oder war es nur Schwäche, wenn er es tat? Er hob sehnsuchtsvoll die Hände und bedeckte sein Gesicht mit ihnen. Ach, einmal ihr zeigen können, daß er die Kraft besaß, mit sich selbst fertig zu werden!

Hatte er sie nicht, hatte sie ihn ganz verlassen? Nein, nein, — es mußte gehen! Er ballte die Fäuste. Einmal mußte er imstande sein, seine Person voll einzusehen, für eine Tat, die des Opfers wert war!

Mit nie empfundenener Eile durchdrann ihn das Bewußtsein, daß er Lucie noch liebte, sie und sein Kind, die beide eines Tages vor Scham vergehen mußten, daß sie ihn preisgegeben hatten.

Ein schöner, entschlossener Ernst überfah ihn mit einem Mal, und alle Verzweiflung war aus seinem Herzen fortgeweht. Kein Haß war mehr da, keine Ueberschwänglichkeit des Gefühls, kein wirres Träumen, — nur ein leises, erkautes Sinnen.

Ein grauer Schleier war von seinen Augen gezogen, und

sein Ohr nahm alle Geräusche gefasster, überlegener auf. Es wurde ihm möglich, über die gespreizte Höflichkeit des Zimmers, die ihn kurz zuvor noch niedergedrückt hatte, zu lächeln, den tagwandelnden unrasierten Mann draußen sah er nicht ohne Humor und der Lärm der Kinder schmerzte ihn nicht mehr.

Immer klarer straffte sich sein Wille. Und zugleich trieben ihn die hämmernenden Pulse einer endgültigen Entscheidung zu.

Er nahm den Hut und ging fort.

Seine Unruhe wurde auf der Straße noch größer. Jeder Schritt, den er tat, trieb ihn immer heftiger dem einen Ziel zu, das ihm vorschwebte: sich freiwillig dem Staatsanwalt zu stellen.

Und ganz leicht und sicher war ihm zumute. Und auch an seine Frau dachte er nicht in diesem Augenblick und auch nicht an sein Kind und auch gar nicht an Behrens. Nur sagen wollte er es diesem, ruhig und sachlich sagen, womit die Angelegenheit dann für ihn erledigt wäre.

In wenigen Minuten war er in der Gegend des Unhalter Bahnhofes. Nach einigem Suchen fand er die Gasse. Frau Piejede öffnete ihm, und er fragte nach Behrens. „Hier,“ sagte Frau Piejede und wies ihm eine Tür, an die er zweimal klopfte. Behrens war nicht überrascht und zeigte auf das wurmförmige Sofa.

„Ich habe Sie erwartet, haben Sie sich die Sache überlegt?“

„Ja, ich habe mir die Sache reiflich überlegt,“ antwortete Reisner.

„Gut, wieviel wollen Sie haben?“ erklärte Behrens ohne jede Anzüglichkeit. „Ich stehe natürlich mit Vergnügen zu Ihrer Verfügung.“

Reisner wunderte sich, wie sehr er schon außerhalb alles dessen stand, was ihn beleidigen konnte. Er war völlig ruhig. Und er ließ sich Zeit, ehe er sagte: „Ich habe mir die Sache auf andere Art überlegt, als Sie vermuten. Ich wünsche nicht, daß Sie mich schonen. Ich schonen mich selbst nicht mehr. . . . Ich gehe jetzt von ihrer Wohnung aus direkt zu Gericht, um mich freiwillig zu stellen.“ Und er sah Behrens spöttlich an, um zu erkunden, welchen Eindruck die Nachricht auf ihn machte.

Doch Behrens war ebenso ruhig wie Reisner. Er hob nur ein wenig den Kopf. „Das wollen Sie? Wirklich?“

„Ja.“

„Warum wollen Sie es?“

„Das tut nichts zur Sache,“ entgegnete Reisner. „Ich tue es, und damit genug. Ich tue es sogleich. . . . Ich wollte es Ihnen bloß sagen. Ich brauche Ruhe. Das soll man mir lassen.“

„Und die suchen Sie im Gefängnis?“

„Ja,“ rief Reisner leidenschaftlich aus, „ja. . . .“ Und er sah Behrens plötzlich prüfend in die Augen, gleichsam erstaunt, daß jener so frage. „Wissen Sie das nicht, daß es allein im Gefängnis die Ruhe gibt, die ich brauche? Wissen Sie das nicht? Sie?“

Doch Behrens überhörte die Frage. Er legte Reisner die Hand auf die Schulter und rüttelte ihn. „Sie sind krankhaft überreizt. Bestimmen Sie sich! Wer zwingt Sie, solch eine Dummheit zu machen? — denn es ist eine Dummheit! . . . Wer? Niemand tut es. Im Gegenteil, man will Ihnen helfen. Ich will es sicher. . . . Ich bin reich. Ich kann nicht einmal einen kleinen Teil der Zinsen verzehren, die mir mein Vermögen abwirft. . . . Sie sollen es gut haben. Sie sollen gehen können, wohin es Ihnen beliebt, und sie sollen reichlich haben, was Sie brauchen, mehr als reichlich. . . . Vergessen Sie Ihre Frau! Streichen Sie Sie aus Ihrem Gedächtnis! Und führen Sie in der Fremde ein Leben, das Ihnen wirkliche Ruhe bringt. . . . Können Sie das nicht verstehen?“

„Nein,“ sagte Reisner blaß.

„Was hält Sie ab?“

„Etwas, das ich jetzt eben sehe, jetzt, in diesem Moment, da Sie das alles mir sagen. . . .“

„Was?“

Reisner fuhr sich durch die grauen Haare. „Dieses, daß ich sehe, daß sich jeder Mensch — sein Glück erst. . . . verdienen muß!“ Sein Atem ging kurz und hastig, als er nach einer Weile noch hinzusetzte: „Und Sie haben in einem doch recht, wenn Sie mich damit auch höhnen wollten, — ja, in einem haben Sie ganz recht!“

„In einem?“

„Darin, daß Sie sagen, ich könnte noch hoffen
Ja, das tue ich jetzt. Ich hoffe noch. Ich kann noch hoffen!“
„Worauf?“ fragte Behrens von oben herab.
„Auf den Tag, an dem ich wieder frei werde. Es wird
der Tag meines ersten Glückes sein. Denn dann — bin
ich — niemandem mehr — etwas schuldig.“
Behrens zuckte nur ungeduldig mit den Schultern. „Sie
sind ein verrannter Mensch, Ihnen ist nicht zu helfen!“
„Nein,“ beharrte Reizner fest und schickte sich an, zu
gehen, „mir ist nicht zu helfen.“
„Warten Sie,“ rief ihn Behrens, der ihn scharf beob-
achtet hatte, an, „geben Sie dies da her!“ Und er zog aus
der inneren Rocktasche Reizners einen Revolver heraus.
„Ja, behalten Sie ihn,“ sagte Reizner, „ich brauche
ihn nicht.“
Und er ging.

Behrens wartete eine Weile und verließ dann gleichfalls
die Wohnung. Er sah Reizner unten eben um die Ecke der
Gasse biegen und folgte ihm in einem gewissen Abstand.

Er mußte viel Geduld haben, denn Reizner ging sehr
langsam und doch wie blind. Auf dem Potsdamer Platz
wäre er beinahe in die Räder eines Automobils gefahren.
„Mensch, können Sie nicht anpassen?“ schrie ihn der
Chauffeur an. Allein Reizner hörte es nicht. Wie im Traum
ging er weiter, kreuz und quer, durch Straßen, Gassen und
Gäßchen, um schließlich vor einem großen Gebäude Halt
zu machen, vor dessen Tor sein Schritt stockte.

Wird er es tun? dachte Behrens, der unweit von ihm
stand und ihn beobachtete.

Reizner tat es. Langsam, den Rücken leicht gebeugt,
stieg er die Freitreppe hinauf. Die Tür fiel hinter ihm zu.
Behrens ging vor dem Portal auf und ab, eine kurze,
genau abgemessene Strecke, wie eine Wache. Wird er zu-
rückkommen? dachte er. Und er nahm sich vor, eine Stunde
zu warten.

Allein aus der einen Stunde, die er hatte warten wollen,
wurden zwei Stunden, denen er weitere dreißig Minuten
anhängte. Aber Reizner kam nicht zurück. Da blieb
Behrens ein letztes Mal vor dem dunklen Portal stehen, das
den anderen verschlungen hatte. Es ist geschehen, sagte er
zu sich, es ist geschehen. . .

Er kehrte wieder um und schlug langsam und erschöpft
den Weg nach seiner Wohnung ein, zufrieden und heiter
und doch zerschlagen, ein Mensch, der sein letztes Ziel
erreicht hatte und der sich nun ausruhen durfte.

Er rief seine Wirtin zu sich herein. „Frau Piefede,“
sagte er zu ihr, „morgen ziehe ich fort.“

„Wirklich?“ fragte sie erschreckt. „Und ich hatte ge-
dacht. . .“

Er nahm sie bei der Hand und führte sie durch das
Zimmer, von einem Möbelstück zum anderen. „Sehen Sie
her: das alles kaufe ich Ihnen ab, für soviel Geld, daß Sie
sich dafür Besseres anschaffen und in eine freundlichere
Gegend ziehen können, wo Sie leicht Ihren Unterhalt finden
werden. Nur eines müssen Sie mir versprechen: dies alles
wird morgen vor meinen Augen zerhackt!“

„Zerhackt —?“

„Zerhackt und verbrannt, das ist meine Bedingung.“

Sie griff nach einem Bissel Ihrer Schürze und zupfte
verlegen daran herum. Ihre passive Feindseligkeit Behrens
gegenüber hatte sich schon lange verloren. Nur war sie noch
unsicher, als wisse sie nicht, was sie mit dem Sonderling
anfangen solle. „Warum kaufen Sie mir dies wertlose
Zeug ab?“ fragte sie. „Was haben Sie davon?“

„Eine Freude, kümmern Sie sich nicht darum.“

Und er ging, als sie sich entfernt hatte, von einem
Möbelstück zum anderen, betrachtete ein jedes und streichelte
es wie ein Wesen, das zwar noch lebte, das aber alt und
krank war und sich nach dem Tod sehnte.

Dann setzte er sich an eines der blinden Fenster und
starrte in die Dämmerung hinaus. Es war ihm recht schwer
ums Herz. Er legte die Arme auf den Fensterrahmen,
bettete den Kopf darauf und schloß die Augen.

So kostete er unmittelbar eines trauernden Schweigens die
schmerzliche Wehmut eines Menschen aus, der weiß, daß er
nun endgültig allein steht.

(Fortsetzung folgt.)

Vergeltung.

Von Max Tren.

Noch mancher in der alten Mäusenstadt am Neckar wird sich
seiner erinnern. Denn wer kannte ihn nicht, den hochgewachsenen,
schlanen Jungen mit den schönen, ausdrucksvollen Gesichtszügen, der
die kühle Mütze so fest auf dem blondgelockten Haupt zu tragen aufste,
wie keiner sonst, und der so gern und mit so herzlichen Auf-
merksamkeiten der sonstigen, blauen Augen jedem hübschen Mädchen
unter den Ort sah! Aber niemals lag etwas Fadingliches oder
gar Breches in diesem Blick, und eben deshalb konnte ihm auch
keine böse Feind, die vor diesem freundigen Lächeln seiner Augen
etwa einmal den Blick gesenkt oder schneller, als noch soeben, ihre
Schritte weiter gelenkt hatte.

Aber einmal war es dem guten Hans Sillmann doch abel-
gegangen. Und das kam so:

Eine weiche, lichte Juninacht lag über Stadt und Tal. Vom
dunkelblauen Himmel sanken die Sterne und spiegelten sich in den
leicht rauschenden Wellen des Neckars. Scharf hoben sich die
Linien der Berge gegen den dunklen Nachthimmel ab und durch
die Bäume am Fluß sang der Sommerwind seine leisen Melodien.

Hans Sillmann kam vom Kobershaus, wollte sich noch eine
Bierstunde die etwas heiße Stien an der Abendluft fühlen
lassen und dann sein Bett aufsuchen, da morgen in aller Frühe eine
Mensur mit einem gesüchteten Gegner steigen sollte, vor dem er
sich selbst und sein Korps nicht blanchieren wollte. Dort an der Brücke,
die über den Fluß führte, sah er plötzlich ein junges Mädchen stehen.
„Sieh mal“, dachte der gute Hans, „die kenne ich ja noch gar
nicht! Das ist ja seltsam!“

Und um diese Seltsamkeit sofort ein für allemal aus der Welt
zu schaffen, mußte er die Wartende mit scharfen Blicken.

„Fremd! Ganz fremd!“ dachte er.

Aber ein solches Lächeln suchte über sein Gesicht.

„Donnerwetter! Ist die hübsch! Hans Sillmann, du wirst
wahrhaftig alle Tage dümmel, daß die solche Schönheit bisher ent-
gehen konnte!“

Boll fiel jetzt das Licht der Laterne auf das Gesicht des
Mädchens. Feingeschmaltene, ausdrucksvolle Züge zeigten sich, die
von äppigen dunklen Haar umrahmt waren. Ein paar lebhaft
blauen Augen, deren Farbe er zu seinem Bedauern nicht erkennen konnte,
bligten ihm entgegen. Unwillkürlich hielt er den Schritt an. Da
hörte er eine klangvolle Stimme:

„Gehen Sie ruhig weiter, Herr Sillmann, man muß nicht
von jeder Blume Namen und Art wissen wollen!“

Und ein leises, silberhelles Lachen schloß sich an die Worte.

Der gute Hans war völlig verblüfft. War er denn so stabi-
belannt, daß ihn jedes junge Mädchen, sogar eine ganz fremde, auf
seinen Namen kannte?

Er zog fast erschrocken die Mütze und wollte vorüber. Da
hörte er eine lachende Stimme hinter sich:

„Gelt, Häufele, die hat's dir amal ge- — gelt?“ Und hinter
ihm stand der Boots-Jockele, ein Vermieter von Ruderbooten, der
jedem Heidelberger Studenten von damals wohlbekannt war. Und
wie einst in Tübingen von den Studenten auf der Brücke den
durchfahrenden Rößern der alte historische Rumpfruf: „Jockele,
sperr!“ entgegengerufen wurde, so wandten die Heidelberger Mäusen-
schne gelegentlich diesem treuschigen Jockele gegenüber ebenfalls
den alten Schachtruf an und erreichten damit stets genau dasselbe,
wie ihre Tübingen Kommilitonen bei den Rößern, nämlich helles
Born und grimmige Enttäuschung.

Wachte nun der gute Hans sich über die unerwartete Störung
seines kleinen Abenteurers gedregert haben oder darüber, daß Jockele
ihn in Gegenwart einer ihm ganz unbekannt Schönheit so ab-
kumpfte — kurz und gut, dem Besage seiner Zähne entfloß das
geflügeltste Wort:

„Jockele herr!“

Der Jockele aber hatte heute auch gerade seinen schlimmsten Tag
und kann hätte er den alten herausfordernden Kriegsruß ver-
nommen, der ihm jedes Mal das Blut in Wallung brachte, da ballte
er auch schon die Faust, und genau wie einst die Tübingen Rößler,
setzte er der geflügelten Rede die geflügelte Antwort entgegen
welche der alte Ritter Goby von Berkingen dem kaiserlichen
kaiserlichen Trompeter gegeben hatte, die er dem seinerseits noch
kräftig erweiterte:

„Wart' mir, Häufele, dös gedenk i dir! Dös gedenk i dir!
Wart' mir!“

Und der Jockele gedachte es dem Hans Sillmann — er hielt
Wort, wie immer.

Jahre waren ins Land gegangen. Aus den Jünglingen von
damals waren gereifte Männer geworden, und Hans Sillmann
hatte längst die schöne Unbekannte von damals als sein Weib heim-
geführt. Aber die Herzen der Männer schlugen ebenso wie die der
Jünglinge, als der Sturmwind des Krieges im August 1914 über
das deutsche Land dahinbrauste.

Im selben badischen Landwehrregiment fand Hans Sillmann
als Kompagnieführer und Jockele als sein Unteroffizier. Längst hatte
das Schicksal beide voneinander getrennt, — um so größer war die
Freude, als sie nun sich wieder sahen, um Schulter an Schulter gegen
den Franzmann zu kämpfen. Wie wurden da die Erinnerungen
wach! Wie leuchteten aus dem Dämmer der Vergangenheit die

goldenen Heißelberger Tage auf mit Ihrer Hilfe von Jugendlust und Jugendvorheit, ihrem sonnigen Jubel, ihrer nie zu unterdrückenden Lebensfreude. Abends, wenn die Augustsonne drüben hinter den Bergen des Wasgenwaldes niederging und eine ahnungs-schwere, blutig schimmernde Abendröte über Höhen und Täler schwelte, dann sprachen die Weiden, der Hauptmann und sein Unteroffizier, von Heißelberg und seinen Bergen, seinem treuen, frohen Menschenknecht, vom Königstuhl und Neckargemünd, von denen, die noch leben, und von denen, die schon die kühle Erde deckt.

Und da slog einmal ein schallhaftes Lächeln über des Hauptmanns männlich-ernste Züge.

„Wissen Sie auch, Jockele, daß Sie mir etwas gedenken wollten?“

„Daß's nicht vergessen, Herr Hauptmann!“
 „Es war nicht böse gemeint, Jockele!“
 „Na, na! Wer's giftet Einen doch, wenn man's so hört, Herr Hauptmann!“

„Sie haben mich ja ordentlich abgetrumpft, Jockele!“
 „Na, ebbes muß ma scho hergeben, wenn ma ebbes einnehme will! Na, und damals — der Herr Hauptmann wissen ja — damals —“

Er stockte.
 „Nur heraus mit der Sprache, Jockele!“
 „Wenn der Herr Hauptmann befehlen, dann muß ich schwätze! Der Herr Hauptmann gucke ja damals lieber jedes Mädel an, als eine Büchse —“

„Wahrhaftig, Jockele!“
 „Na, und da hat's mi gefreut, daß amal Eine den Herrn Hauptmann abgetrumpft hatte!“

Und nun lachten sie beide laut und herzlich, und der Hauptmann streckte seinem Unteroffizier die Hand hin:
 „Gelt, Jockele, es ist vergessen und vergeben!“
 „Soll scho, Herr Hauptmann! Aber gedenke tu i's Ihne — Ihne und Ihrer Frau! Der Jockele hält sein Wort!“

Und dabei drückte der Jockele kräftig die Hand seines Hauptmanns und die Augen der beiden Männer ruhten ineinander, und jeder von ihnen wußte, daß Treue um Treue aus diesen Augen blickte.

Der Befehl zur Räumung des Schützengrabens war gekommen. Ein achtundvierzigstündiges Trommelfeuer hatte die Draben müde gemacht: die erschöpften Kompagnie sollte zurückgenommen werden. Aber das Zurück war doch eine harte Nuß, und mancher weiterrte und suchte grimmig in den struppigen Schützengrabensbart hinein, als nun der Hauptmann klar und ruhig seine Befehle gegeben hatt.

„Noch eins, Leute!“ rief Sillmann, „kein Verwundeter darf in Feindeshand fallen! Jeder muß mitgenommen werden — hört ihr?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“
 „Gut! Ich verlasse mich auf euch! Wenn's uns trifft, dann wollen wir, wenn's gestorben sein muß, wenigstens in der Heimat sterben — daheim am Neckarstrand! Gelt, Jockele? Aber niemals in Feindeshand!“

Und Jockele schlägt die Haden aneinander und antwortet:
 „Zu Befehl, Herr Hauptmann! Damit wir daheim den alten Ruf nochmal hören können: „Jockele sperr!“

Wie Sonne huschte es bei diesen Worten über das tiefernste Gesicht des Hauptmanns. Und klar und deutlich, als sei es erst gestern gewesen, steht jene Juninacht am Neckar vor seinen Augen, hört er sich selbst rufen: „Jockele, sperr!“ Und er sieht sein Weib, das ihm jene Juninacht gespendet, sieht seine Kinder daheim —

„Gott behüte uns alle!“ —
 Langsam, ruhig, gelassen, wie auf dem Exerzierplatz, löst er seine kleine Truppe vom Feinde — es geht zurück.

Da heult es durch die Luft heran, feindliche Artillerie nimmt die Zurückgehenden unter Feuer. Aber noch erreichen die Geschosse ihr Ziel nicht.

Jetzt ein dumpfer Knack.
 Eine dicke Dampfswolke hüllt alles ein. Als sie sich verzieht, ist der Hauptmann verschwunden.

„Wo ist der Hauptmann?“ heißt es.
 Am Grabenrand liegt er. Ein zuckender Menschenleib, blutig, von Staub und Schmutz bedeckt, aber schon fassen ihn zwei starke Arme.

„In Feindeshand darf keiner fallen, das ist Befehl — und der Hauptmann schon gar nicht!“ denkt Jockele und trägt seinem Hauptmann zurück.

Und wieder heult es durch die Luft, zischt und knattert — „Ihr Sauerte!“ ruft Jockele erbost, „jetzt laßt mir wenigstens erst meinen Hauptmann in Sicherheit schaffen — nachher schießt, soviel ihr mögt, ihr Herrgottsfraumenter!“ Aber die Franzosen hören auf den Jockele nicht. Sie haben sich eingeschossen, in schwerem Feuer geht die Kompagnie zurück.

Viele hinken, die Toten läßt man liegen, aber kein Verwundeter kehrt zurück — der Hauptmann hat's befohlen — — —
 Und der Jockele trägt seinen benutzlosen Hauptmann weiter und weiter — — —

„Ob er wohl sterben wird?“ muß er denken. Und auch er sieht

sene Juninacht vor seinen Augen, steht ein lebendes, bittendes Frauenantlig — — —

Da plötzlich fühlt er's warm an seinem Fuße herniederdrücken — „Der Teufel! Jetzt hat's mi auch verwischt!“
 Er sinkt in die Knie. Er kann nicht mehr.

„Nehmt mir den Hauptmann ab!“ ruft er.
 Aber der Fuß verhallt in dem ungeheuren Lärm.
 Da reißt er sich zusammen. Springt wieder auf, den Hauptmann in den Armen. Trägt ihn zurück, leuchtend, blutend, kaum noch seiner Sinne bewußt — — —

„Kein Verwundeter darf in Feindeshand fallen! Der Hauptmann hat's befohlen!“ stöhnt er.
 Und er bringt ihn durch in die schützende Aufnahmestellung. Da aber bricht er neben dem Hauptmann zusammen. Und im selben Augenblick schlägt dieser die Augen auf.

„Jockele!“
 „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“
 „Was habt ihr mit mir gemacht?“

„Wir haben den Herrn Hauptmann nicht in Feindeshand fallen lassen, wie's befohlen war!“
 Hans Sillmanns Hand tastete nach der Hand des Treuen.
 „Guter Jockele!“

„So, so, Herr Hauptmann! Dös klingt scho a bissle andersch, als am sellem Abend bei der Neckarbrück — — —“
 Der Hauptmann lächelte trotz seiner Schmerzen.
 „Sie haben es mir gedacht, Jockele!“

„Dös hab i! Ihne und Ihrer Frau! I hab's mit vergessen! Darum krug i Sie her! Aber — aber —“ und über das weiterharte Gesicht des treuen Mannes huschte ein fast verschämtes Lächeln — „wenn Sie's freut, na rufe Sie nochmal! Jockele sperr! I bin nimmer böß!“

Und leise, ganz leise, während ihn die Dymnacht aufs neue in ihre Arme nimmt, kommt es über die Lippen Hans Sillmanns:
 „Jockele sperr! Ich danke dir, Jockele!“
 Jockele aber nickte befriedigt.

Wenn er noch so sprechen kann, stirbt er nicht!“
 Und er starb nicht. Im Lazarett zu Heißelberg lagen sie beide, der Hauptmann und sein Unteroffizier. Und als sie zum ersten Male wieder über die Neckarbrücke hampelten, da stand der Jockele still vor seinem Hauptmann:

„Nu ich vorbei, Herr Hauptmann! Mei Wort hab i gehalten! Gedacht hab' i's Ihne! I hab's vergolte!“
 Hans Sillmann drückte schweigend des Mannes Hand und ihrer Leiber Herzen schlagen denselben Schlag: Treue um Treue. — —

Von den Bergen stammt das Abendrot über die alte Stadt und verkündet einen schönen, kommenden Tag. — —

Büchertisch.

— **Vochland**, Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Professor Karl Muth. Jos. Köfeler'sche Buchhandlung, Rempten und München. Vierteljährlich 4.50 Mark. — Das Februarheft enthält u. a.: Vom kulturellen Wiederaufbau Europas. — Seele und Zukunft. — Mari Madlen. — Das Problem der Revolution. — Friedrich Wilhelm IV. und die großen Entscheidungen der deutschen Politik. — Kleine Basisteine.

— **Die Schaubühne**, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 7 ihres vierzehnten Jahrgangs: Die alte Meiseheit, von Germanicus; Der Maximalismus, von E. Hurwicz; Georg Bernhard, von Johannes Fischer; Das deutsche Aufspiel, von Gaon Friedell; Der Theaterproblematiker, von Oscar Maurus Fontana; Die Macht der Finsternis, von S. J.; Vox populi, von Gregers Werle; Deutsches Opernhaus, von Kurt Singer; Bilder, von Alfred Polgar; Hervorragende Vertreter, von Borarius; Antworten.

Füllrätsel.

■	■	■	■
■	■	■	■
■	■	■	■
■	■	■	■
■	■	■	■
■	■	■	■

1. Arzneistoff.
2. Körperteil.
3. Zustand.
4. Stadt an der Donau.
5. Stimmstimme.
6. alte Weltstadt.

In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben A A, D, J, L L, M M M N, O O O, R R, T T, U derart einzutragen, daß die waagrecht Reihens Wörter von der beauftragten Bedeutung bilden, während die Anfangsbuchstaben im Zusammenhang gelesen eine Zeitbezeichnung ergeben.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Charade in voriger Nummer:
Faustrecht.